

Film in Diskussion

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **41 (1989)**

Heft 3

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Elsbeth Prisi

Bailey House to Live as Long as You Can

Regie und Buch: Alain Klarer; Mitarbeit: Richard Dindo; Kamera: Pio Corradi; Schnitt: Nina Baust; Ton: Jerry Poynton; Produktion: Schweiz/USA 1988, Xanadu/Balthazar, Video u-matic, 54 Min., Farbe; Verleih: Megahertz, Weststrasse 77, 8003 Zürich (Video).

In Zürich hat anscheinend vor einiger Zeit die Meldung über einen geplanten neuen Kremationsofen für die Aids-Opfer die Runde gemacht. Eine ganz andere Haltung findet sich in New York, dem Zentrum der Aids-Epidemie Nordamerikas. Dort löst die Zahl von heute 12000 Kranken und der bis 1991 zu erwartenden 60000 Aids-Kranken nicht nur lähmende Ängste aus.

Da sich für die Betroffenen oft unlösbare Probleme stellen – wie Verlust der Wohnung und des Arbeitsplatzes – haben Freiwillige im Bailey House, einem früheren Hotel am Hudson River, eine Insel geschaffen, wo Obdachlose Aids-Kranke eine Zuflucht finden, um ihre letzte Lebenszeit in einer Atmosphäre von unaufdringlicher Zuwendung und angebotener Hilfeleistung zu verbringen.

Alain Klarer und sein Team berichten, nach dreimonatigem Aufenthalt in dem Haus, unsentimental und doch nie teilnahmslos von dieser ausserordentlichen Lebensgemeinschaft.

Ohne Resignation, Traurigkeit, Angst, Auflehnung und Aggressionen zu verdrängen, wird hier echte Solidarität gelebt und erlebt, und eindrückliches und ergreifendes Mitleiden und Beistehen dokumentiert. *Ein* solches Haus allein wird nie genügen, es trägt je-

doch Modellcharakter und weist auf eine Haltung hin, die auch für die humanitäre Schweiz Anregung und Anstoss sein müsste.

Unvergesslich bleibt mir das Bild des jungen Schwarzen, der sich erstmals in seinem Leben beschützt und begleitet weiss, der zum ersten Mal Freunde gefunden hat. Ihm ist das gegenwärtige Geschenk, erstmals Mensch unter Menschen sein zu dürfen, wichtiger als die Zeitspanne, die er noch zu leben hat. ■

FILM IN DISKUSSION

Andreas Furler

Geschichte von unten

Das Dienstbotenheim Koppigen im Bernbiet: Ein Altersheim, in dem 49 ehemalige Mägde und Knechte leben. Roland Huber hat dieses Heim und seine Bewohner in einem einstündigen Videofilm porträtiert und in Solothurn damit eine der heftigsten Kontroversen ausgelöst. Was ist das Diskutable an diesem Dokumentarfilm?

Sein Konzept ist gewiss nicht auffällig. Der Dokumentarist beginnt biografisch, mit der persönlichen Erinnerung an seinen Onkel «Schosef», der 93 Jahre alt geworden sei. Bis neunzig habe dieser Mann ein ausserordentlich bewegtes, aktives Leben geführt. Doch dann sei er nach einem Unfall pflegebedürftig geworden. Abgeschoben ins Altersheim, sei er sich nutzlos und überflüssig vorgekommen, und weil er niemandem zur Last fallen wollte, habe er ohne fremde Hilfe gebadet. Eines Tages sei er dabei ertrunken.

Als reine «Aufhängerstory» oder gar als der berühmt-berühmte Nachweis persönlicher Betroffenheit mag dieser Auftakt umständlich wirken. Doch natürlich geht es dabei nicht um den guten Onkel Schosef, sondern um die beispielhafte Geschichte eines Mannes, der sein Leben selbst in die Hand nehmen konnte, um seine Entmündigung im Alter und um die landläufige Misere der konventionellen Altersheime. Im Kontrast werden nun die Konturen des Dienstbotenheims greifbar als humaner Gegenentwurf eines Heims, in dem sich die Alten nicht ganz nutzlos fühlen müssen, weil sie noch Aufgaben im Betrieb erfüllen. Zugleich wird dabei ein Stück «Geschichte von unten» geschrieben, indem die Lebensläufe der alten Knechte und Mägde stichwortartig nacherzählt werden. Biografien, die alle das eine gemein haben, dass Fremdbestimmung sie geprägt hat, dass einer endlosen Reihe von Pflichten kaum Rechte gegenüberstanden haben.

Nichts, das es darum gegen dieses von den besten Absichten geleitete dokumentaristische Unterfangen einzuwenden gäbe, das Huber formal konventionell angeht. (Mit Adrian Zschokke stand ihm zudem ein Kameramann zur Verfügung, der Videoaufnahmen mit der technischen Qualität von 16mm-Filmen zustandebringt.) Aufnahmen nun vom Alltag im Heim, grösserenteils hochdeutsch kommentiert von einem Off-Sprecher mit breitem Zürcher Akzent. Interviews mit den alten Leuten, wobei der Fragende meist mit den verzögerten Reaktionszeiten und der Schwerhörigkeit der Befragten zu kämpfen hat. Dazwischen kurze idyllische Bilder der ländlichen Umgebung sowie Erklärungen zur Geschichte und zur gegenwärtigen Organisation des Heimes.

Der Knecht

Schweiz 1988.
Regie: Roland Huber

(Vorspannangaben
s. Kurzbesprechung 89/37)

Da finden sich aussagestarke Szenen, wenn die Alten etwa auf die Zeit der buchstäblichen Knechtschaft zurückblicken und kaum ein Wort des Protests fällt. Allenfalls klopft einer beim Haselnussknacken einmal etwas härter auf die Nuss, wenn er von seiner früheren Herrschaft spricht. Doch auch da ist man als Zuschauer nicht sicher, ob die Geste lebenslang erlittenes Unrecht vergilt oder nicht eher den «gottgegebenen» Bedingungen eines Lebens als Verdingbub, als Melker oder Stallknecht noch ein letztes Mal Nachdruck verschafft. Und wer die Machtverhältnisse nicht ganz verinnerlicht hat, ist verstummt wie jene Mägde, die ganz zu sprechen aufgehört haben oder sich nur noch mit Haustieren abgeben. Diejenigen schliesslich, die die lebenslange Schwerarbeit nicht ganz zu Boden gedrückt hat, arbeiten weiter, wie sie es seit jeher gewohnt sind. Nur der Rhythmus ist gemüthlicher geworden. Die Arbeit füllt nicht nur die bedrohlich leeren Alterstage, sondern reduziert auch das Kostgeld für das Heim. Ein zukunftsweises Modell, geboren aus dem Geist von gestern?

Vielleicht, doch ein Satz wie dieser tönt leicht betulich und das ist genau die Art, in der Huber immer wieder seine Anmerkungen anbringt. Da zählt einer zum Beispiel peinlich genau und unendlich langsam sein Geld auf den Tisch, das ihn ein paar Zigarren kosten. Die Szene spricht für sich, doch der Kommentator kann es nicht lassen, uns den Wert jedes Rappens für

diesen Mann des langen und breiten zu erklären. Diese Art der Publikumsbevormundung liesse sich leicht vermeiden.

Anders verhält es sich mit der Bevormundung der Alten, die man Huber zusätzlich vorgeworfen hat. Ein Stück weit scheint sie mir unvermeidliche Folge eines Bildungsunterschieds zu sein, den Huber freilich auf unglückliche Art zu überbrücken sucht. Mit gekünstelter Volkstümlichkeit macht er sich zum Anwalt der Alten und wirkt – ganz und gar unbeabsichtigterweise wohl – gerade dadurch herablassend.

Noch mehr haben sich manche Zuschauer in Solothurn allerdings an Hubers Interviewtechnik gestört. Einerseits, weil Huber manchmal aufsässig im Privatleben der Alten stöbert. Auch da wirkt er ungewollt überheblich und verletzend, gerade wenn er so aussagekräftige Dokumente wie eine Pinup-Sammlung, sprechender Beleg für die kleinen Kompensationen in einem unerfüllten Leben, zutage fördert. Der heimliche Besitzer der harmlosen Bildchen auf alle Fälle fühlte sich blossgestellt und protestierte schliesslich energisch: «Das isch ja d'Lüüt usgfraaget!» Spontaner solidarischer Applaus im Saal.

Zwiespältig wirken andererseits die vielen lenkenden, vorkategorisierten, bisweilen fast suggestiven Fragen Hubers, die sich mit der geringen Ausdrucksfähigkeit der Befragten nur unzureichend entschuldigen lassen. «Fühlen sie sich nicht manchmal unzufrieden, wenn sie auf ihr Leben zurückblicken», lautet etwa eine davon sinngemäss. Ebenso suggestiv liesse sich zurückfragen: Programmiert diese Frage nicht fast schon zwingend die verneinende Antwort? Offene Fragen («Was fällt ihnen ein, wenn Sie an ihre Kindheit zurückden-

ken?») hätten wohl weit mehr Geduld gebraucht und die Befragten bisweilen überfordert. Doch weniger wäre in diesem Fall wirklich mehr gewesen, gerade weil man mit Video arbeitete, wo eine Stunde Abfallmaterial mehr oder weniger finanziell kaum ins Gewicht fällt. ■

Peter F. Stucki

Kein Pipe, der abhebt

Aufmerksamkeit erregte eine Gruppe verunsicherter, alter, vornübergebeugter Leute, der im Rampenlicht einer surrenden Fernsehkamera von eifrig bemühten Veranstaltern ein Weg durch den «Kuchen» im Solothurner Landhaus gebahnt wurde.

Pensionäre des Dienstbotenheims Oeschberg, Koppigen bei Burgdorf, alle einst Knechte und Mägde auf Bauernhöfen, besuchten die Erstaufführung des stündigen Videofilms, den der Fernsehjournalist und freie Dokumentarfilmer Roland Huber («Warum Walter Stürm?», «Lieber Raffi», 1987) über sie und den «Herbst des Lebens» gedreht hatte.

Entstanden ist ein Film, dem seine Kritiker und Kritikerinnen in der anschliessenden Diskussion vorwarfen, er sei zu wenig ernsthaft recherchiert, beliebig in der Abfolge einzelner Episoden und plump in den Fragen gegenüber den Alten. Als zwei Vertreter der im Film Porträtierten um ihr Urteil gebeten wurden, lautete deren Antwort kurz: «Dir hiit's ja gseh!»

Anders als die in Vergessenheit und Muff geratenen Koryphäen und Primadonnen der Casa di Riposo Verdi in Mailand, die in Daniel Schmid's «Il bacio di Tosca» (1984) die Gelegenheit zur vermutlich letzten



Geschichtsschreibung von unten: Knechte und Mägde – freundbestimmt.

grossen Selbstinszenierung beim Schopf gepackt hatten, blieben (was nicht verwundert) die Männer und Frauen vom Oeschberg, die ein Leben lang nichts als gewerkt und gedient hatten und es auch im Haus und im Hof des Altersheims noch unentwegt tun, kamerascheu und wortkarg.

Da ist kein Pipe, der abhebt oder in Konfrontation geht (Yves Yersins «Les petites fugues», 1979). Die Mofa-Runde Christens bleibt schitter.

In ihrer Bedrängnis, sich artikulieren zu können, wird deutlich, was wird, wenn Gotthelf-Worte in bigotter Manier auf ohnehin meist Zukurzgekommene übertragen werden und just eben bei denen Eingang finden, die aufs «Lose, Folge» (zuhören, gehorchen) und Verzicht konditioniert worden sind: Je früher man *sein* «Burdeli» zu tragen gelernt habe, zitiert ein Knecht, desto leichter falle es einem später, zu ertragen. Die Defizite selbst- und mitbestimmten Lebens (Stichworte: Liebe, Zuwendung, Anerkennung, Ausbil-

dung, Verdienst, Entgelt u. a.) sprechen bei diesen Menschen Bände. Einige der Rentner hätten, heisst's, erst im Altersheim den «aufrechten Gang» gelernt.

Obwohl Roland Huber in seinem Beitrag von der Frage ausgeht: «Was ist ein Knecht?» (vgl. die analoge Frage «Was isch e Buur?» in Sturm und Leutholds «Gosswil», 1985, und das darin enthaltene Porträt vom «Üel», Teile 4 + 5) beschränkt er sich leider allzusehr darauf, möglichst viele stimmungsvolle und möglichst kernige Eindrücke und Aussagen einzufangen.

Der hochdeutsch gesprochene, aber helvetisch eingefärbte Kommentar Roland Hubers gibt zwar auf Hans Hirschis Retourkutsche «Das isch d'Lüt usgfragt...» Ansätze zu selbstkritischen Reflexionen zu erkennen (beispielsweise sogar zur persönlichen Unbedarftheit, Voreiligkeit und Penetranz der Fragen im Zusammenhang mit unerfüllten Wünschen und zum Sterben), kommt aber in Abstimmung mit den an sich schönen Landschafts-Tableaus Peter Hammanns und der erdigen Saitenmusik Max Lässers über deren literarische Formulierung und Harmonisierung im «Barry-

Ton» nicht hinaus: «Die Phantasie lässt sich nicht knechten» – wirklich nicht?

Wenn der Film meine wohl zu hochgesteckten Ansprüche nur unzureichend einzulösen vermochte, erhält er allerdings in einer, der eben lustig gemachten Beziehung seinen dokumentarisch festgehaltenen Wert: Ich mag es ihnen, den Knechten und Mägden, allen gönnen, in Würde alt zu werden. Vermutlich war der starke Applaus des Publikums in erster Linie auch so zu verstehen. – «Ihr hiit's ja gseh!» ■

PORTRÄTFILME

Verena Berchtold

Câprices

Regie, Buch und Schnitt: Véronique Goël; Kamera: Patrick Duval, Dominique Comtat; Musik: Salvatore Sciarrino; Mitwirkende: Alexander Balanescu, Clare Connors, Dooly Koritzer, Rohan de Saram, Patty Palladin; Produktion: Schweiz 1988, Scherzo Films/Véronique Goël, 16mm, 54 Min., Farbe; Verleih: Scherzo Films, Conseil-Général 11, 1205 Genève.

Die Lehrerin und ihr Schüler sitzen sich gegenüber (nach sieben Jahren zum erstenmal), Erinnerungen kommen auf, an die Vergangenheit mit Lehren und Lernen, im Land, das inzwischen beide verlassen haben: Rumänien. Dolly Koritzer, die Lehrerin, erinnert sich, dass Alexander Balanescu kein einfacher Schüler gewesen war. Ihm fehlte das Musikgehör, die Fähigkeit, Tonlagen zu erkennen und wiedergeben zu können –